Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 42

Artikel: Grenzwacht im Wallis

Autor: G.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649078

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Baters in Zürich technische Wissenschaften zu studieren, als er seiner innern Neigung und Berufung solgend in den Jahren 1894/96 zu Professor Léon Pétua nach Winterthur ging. Es schlossen sich Lernjahre und Wandersahrten an, die ihn nach Frankreich, Belgien und Italien sührten. Nach Ausenthalten in den Gebirgskantonen Tessin, Graubünden und Wallis ließ er sich bleibend im Bernerland nieder, dessen Landschaft und Art es ihm antat. Seit 15 Jahren lebt er in Spiez, wo er sich über seinem gesiebten See ein gar freundliches, nettes Heim geschaffen hat, unterstückt von seiner ebenso liebenswürdigen wie verttändnisvollen, feinfühlenden Gattin.

Colombi ist vor allem Landschafter. Er ist ein still-andäctiger Belauscher der Natur in ihrer Großartigseit. Er ist mehr als bloß ein Freund der Berge: er ist ein seiner, geistreicher Deuter und Offenbarer der Seele der Berge, Seen, Bäume und Steine. Dieses große Charisma des Künstlers zeigen schon nur die paar ganz aparten Stilleben mit Alpenblumen an der Ausstellung (Nr. 21—26) aus: unscheinbare, ost übersehene Pflänzstein und Blüten vermag er auf der Leinwand zu wunderbarem Leuchten zu bringen, eine nicht alltägliche Gestaltungsfrast! Wie viel Können setz solches voraus. Eine weitere Spezialität ist bei Colombi die Darstellung der Seen und Wasser. Da sind nicht leblose Flächen (Thuners, Brienzers und Murtensee), sondern über beseelten Wassern, deren Spiegel einen selten bei Bildern gesehenen Glanz hat, ruht der Blick in lustiger, besreiender Weite.

Sein starkes und gesundes Schönheitsempfinden wie sein kultivierter Geschmack, denen eine beherrschte Technik zu Dienssten steht, haben den Künstler stets weit distanziert von billiger Stimmungsmache, banaler Ausschmückung und einem kalten Realismus.

Colombis Landschaftsbilder atmen Frieden und stille Größe. Das Ruhige, das Majestätische, die erhabene Schönheit (wie sie dem gesunden, echten, unverdorbenen Schönheitsempsinden der Menschen überall und zu allen Zeiten Freude und Beglüsfung bringen) liegen über Colombis Landschaften. Wie durchsdacht seine Kompositionen sind, die einem slotten, großzügigen Geist entspringen, wird uns bei besinnlicher Betrachtung der gut gewählten Auslese seiner letzten Schöpfungen in der Kunsthalle so recht bewußt.

Nicht bald einem Maler gelingen die Gebirgs= und Schneelandschaften wie Colombi. Seine leuchtenden, sonnigen Firne und Schneeselder, die weichen Linien der Gräte und Gipfel, die ungemein wohltuende Wärme, diese Liebe und tröstliche Weiche in Colombis Landschaften machen uns seine Bilder so wert. Man möchte ihrer viele besitzen, um aus ihnen alle Tage, wie aus einem Buche, einen lieben Gedanken, einen freundlichen, von Herzen kommenden Gruß von einem gütigen Menschen mitzunehmen in des Tages Arbeit und Schwere.

Colombi, der anerkannte Meister, ist ein vornehm bescheisbener Mann, den man lieben muß. Aus unbändiger Liebe zu den Bergen griff er zum Pinsel. Er gibt uns seine Bilder so, wie sein begnadetes Künstlerherz sie sieht. W. E. Aeberhardt.

Grenzwacht im Wallis

Wir machen mit der primitiven Unterfunft Befanntichaft.

Stundenlang waren wir auf der harten Landstraße marschiert. Wir hatten reichlich Gelegenheit, über unser Zivisleben nachzudenken, das seit kurzer Zeit der Vergangenheit angehörte. Was wird nun kommen? In den nächsten Stunden, in den nächsten Tagen? Vorerst wissen wir nicht einmal, mit welchem Zies wir marschieren. Schon dies ist ein großer Unterschied gegenzüber den Wiederholungskursen, wo für die Unterkunst schon Wochen zum voraus gesorgt wurde.

Es wird Abend. Längst sind wir ab der Straße und in endloser Einerkolonne geht es auf Spuren eines Fußweges steil den Wald hinauf. Der Sack, der uns in den erften Marschstunden drückte, scheint uns nun doppelt schwer. Was haben wir Ge= birgsinfanteristen nicht alles zu schleppen, was ist uns nicht am Mobilmachungstag an ungewohntem Material noch aufgeladen worden? Aber wir wiffen es auch zu schätzen, am Bestimmungs= ort auch unsere Sachen gleich zur Hand zu haben. — Nun setzt im Unstieg auch ein Regen ein, wie er ekliger nicht gedacht werden fann. Unfere Zelttücher werden beim nächften Marschhalt abgeschnallt und dienen als ausgezeichnete Ueberwürfe. Aber der Anstieg wird nun nicht leichter. Es dampft aus unseren Waffenröcken und durch die lange Kolonne mit den zahllosen Tragtieren wird aus dem Beg ein naffer Brei. Einige fagten nachher, man sei bei jedem Schritt vorwärts zwei rudwärts gerutscht. Das kann aber nicht stimmen! Aber an der Landschaft fonnten die Leute den Verlauf ihres Marsches auch nicht verfol= gen. Denn mittlerweile war es Nacht geworden und je höher man tam, besto dichter mar der Nebel. Hier tauchte eine Gruppe von Hütten auf. Wir glaubten am Ziel zu fein. Es war nichts! Eine zweite Gruppe Hütten taucht später plöglich gespenstisch aus dem Nebel. Ein Bug oder eine Rompagnie zweigt ab. Aber wir marschieren weiter. Doch auch für uns gibt es Unterkunft und Nachtrube. Aber wann und wo? Reiner spricht mehr ein Wort. Lautsos geht es weiter. Jeder patscht in die Tritte des

Vordermanns. — Und nun ift es vollbracht! Ich stoße an meinen Bordermann und merke, daß die Kolonne offenbar anhält. Im Schein einiger Taschenlampen treten wir in leere Ställe ein. Wir sind von Regen und Wind weg, können Sack und Gewehr hinstellen und empfinden dies alles als große Bequemlichkeit. Diese primitive Stallung ohne Stroh ist also vorerst unser Rachtquartier! — Vor einigen Tagen haben wir sogar noch in Betten geschlasen! — Und troßdem sind wir dankbar, daß wir wenigsstens untergesommen sind. Einige Gruppen hatten, wie wir jest glauben, noch etwas mehr Glück. Sie liegen auf den Gastern in den Stübchen wie sie jedes Walliser Alphäuschen ausweist. — Unser Küchenchef läßt uns nicht im Stich. Troß aller Unbill gelingt es ihm, noch Tee zu kochen. Dann geht es frierend auf dem Stallboden, oder um ein Herdseuer, das einen beißenden Quasm, aber wenig Wärme entwickelt, dem Worgen entgegen.

Das sind die ersten Eindrücke von einer Unterkunft, die uns im Berlaufe der Wochen recht lieb geworden ift. Bieles ift nun beffer geworden, alles brauchte seine Zeit. — Wenn der eine oder andere fich am erften Morgen auf hoher Alp bei seinem Arzte meldete, distret auf ein Schlachtfeld von Ungezieferftichen auf seinem gangen Rörper zeigte und um Abhilfe bat, fo fon= nen wir heute einige Wochen später feststellen, daß die "motori= fierten Brotbrosmen" und "Tapetengemschi" nur vereinzelt auftraten und bald einmal verschwanden. Unfere Sutten find inzwischen wohnlich geworden. Wie viele praftische Leute doch so eine Einheit der Gebirgsinfanterie aufweift! Und mit wie viel Eifer und Geschick die Arbeiten ausgeführt werden, wenn man die Leute machen läßt. Alle diefe manigfachen Arbeiten laffen sich mit dem Worte "Einrichten" zusammenfassen. Es zeigt sich der Bauhandwerker daran, wie er Steine anzufaffen und zu schichten weiß, der Schreiner, wie er Türen zimmert und Wän= de ausbessert, — es zeigt sich aber auch der ehemalige Pfahsin= der an seinem Geschick, allerhand Gebrauchsgegenstände zu improvisieren, der Spörtler, welcher von jung an die Berge auch im Winter durchstreifte, daran, wie er sich auch einfachste Berhältnisse nugbar zu machen versteht. Dazu kommen die vielen Landwirte und Landarbeiter unserer Einheiten, denen alles, was wir ersebten, eigentlich nichts Ungewöhnliches bedeutet.

Eindrüde aus dem Urlaub.

Bor einigen Tagen hatte ich Urlaub. Als einer der ersten, weil der Zusall es so wollte. Weine Kameraden waren gespannt, was ich für Eindrücke vom Zivilleben erhielt. Ich berichtete ihnen vom Luftschutz in meiner Wohngemeinde. Auch dieser mußte für volle acht Tage richtig einrücken und Nacht sür Nacht im Stroh schlasen. Das Frühstück erhielt er von der Truppe. Bon meinem Befannten, der seinen Lebtag nie Dienst bei der Armee getan hat, dasür aber im Luftschutz eine Rolle spielt als tüchtiger Wachtmeister, vernahm ich, daß er Decken von zu Hause mitnehmen konnte, sogar ein Kopftissen. Die Sache mit dem Luftschutzschlästückschlicht sei nicht so schlimm gewesen, denn nach acht Uhr morgens konnte man zu Hause noch ein zweites Mas an den gedeckten Tisch sitzen. Es sei aber wichtig gewesen, daß man sich zu Hause nach einer solchen Nacht noch gründlich waschen konnte. Man wisse nie, was man im Stroh ausseles fönne.

Wir Soldaten der Gebirgstruppen und unsere Offiziere verzichten gerne auf Annehmlichkeiten, die noch bei den Feldtruppen Selbstverständlichkeit sind. Freudig ertragen wir die Härten des Dienstes, denn der Dienst im Gebirge ist das tiesste und schönste Erlebnis eines Wehrmanns.

Poften an der Grenze.

Alle wichtigen Grenzübergänge sind besetzt. Auch dort, wo sie in unwirtlichen Höhen liegen. Auf Saumtieren wird der Nachschub für diesen Wachtposten so hoch als möglich hinausgetragen, auf Ressen über Fels, Schutthalden und Firn an den Bestimmungsort geschleppt. — Schon heute sind viele gute Saumwege durch die Insanterie gebaut worden, welche diese Arbeiten gerne aussührt.

Da stehen wir in einer alten Schuthütte, in deren Innern wir auf Namen von der Grenzbesetzung 1914—18 stoßen. Unter der Schneelast der vielen Winter, die seither vorübergegangen sind, hat die Hütte gelitten. Ihre Mauern beginnen zu bersten und werden nun ausgebessert. Als Schlafraum ist der Teil der Hütte unterschlagen worden, wo die Mauern noch am besten intakt sind. Die letztern werden zwar in den nächsten Wochen noch nirgends einstützen, aber durch die Risse peisst ein eisiger Wind. Manchmal wirbeln die Eisnadeln herein. Und trotzem will die Gruppe, die hier oben Wacht hält, noch keine Nacht gestroren haben, weil die Holzwände innen mit alten Zeitungen tapeziert worden sind. Das isoliert prächtig, zudem kann man nun auf alse Ewigkeit hier innen den "Bund" mit den langen Artikeln aus den Mobilisationstagen ansangs September 1939 seinen

In der Küche ist die Trockenmauer nicht verkleidet. Der Teil der Besetzung dieses Postens welcher nicht Wache hält oder andern Dienst verrichtet, ist gewöhnlich hier versammelt und schart sich um das nie verlöschende Herdseuer. Wenn es einen Neuling ankommt, zu fragen, warum die Wandbänke nicht der Wand entlang, sondern 50 cm davon besetzigt seien, dann antworten die Füstliere wie aus einer Rehle: "Weil es immer durch die Wand hinein zieht! Man kann die Probe auss Exempel machen und ein brennendes Streichholz jederzeit in einer beliebigen Wandrike ausblasen lassen.

Und doch ist die Wachmannschaft guter Dinge. Sie wissen viel von kameradschaftlichem Berkehr mit den Alpini zu berichten, die kast alltäglich auf Batrouillen auf den Sattel kommen. Sie haben bei ihrer Ankunst einen vielstündigen Marsch hinter sich und erhalten gewöhnlich von unserer Mannschaft Tee und zu essen. Auch Rauchwaren sind im Tauschverkehr sehr beliebt.

Man könnte meinen, wie einsam, welkabgeschieden ein solscher Posten sei, und wie unendlich lang der Abend ist! Kadio ist keiner hier oben. Aber die neusten Nachrichten weiß man troßdem etwa fünf Minuten später, als der Sprecher der Schweiz. Depeschenagentur sie herausgegeben. Auch für Ferns

Unterhaltung ist gesorgt. Das Geheimnis dieser Uebertragung heißt: Gesechtsdraht, durch welchen die äußersten Posten mit ihrer Einheit, diese hinwieder mit ihrem Stabe verbunden wird. Bom Kadio haben sindige Tesephonsoldaten eine recht gute Uebertragungstechnik gesernt. Die Lautübertragung kann bei geschickter Ausstellung der Apparate so gut sein, daß sie in einem kleinern Kaum von allen Anwesenden deutsich gehört werden kann. So rust beispielsweise die Einheit ihren Posten abends an und sendet ihm ein Handorgeskonzert. Der Posten dagegen antwortet mit heimatlichen Liedern. Die große Ueberraschung eines der sehten Abende war bei der . . /Kp. die Uebertragung eines prächtigen Gedichtes, das in jener Kegion des ewigen Eises entstanden ist und von dort aus gesandt wurde. — Das sind die bescheidenen Bergnügen jener Truppenteise, die in dieser Abgeschiedenheit ihre Pssicht erfüllen.

Die Wache steht auf ihrem Posten und wird häusig abgelöst. Selbst an schönen Herbsttagen fegt hier ein eisiger Wind. Manchmal wäre nur einige Meter unterhalb des Grates "Hibi" und ganz erträglich Wärme. Einmal ist die Schweizerseite begünstigt, einmal die italienische. Aber die Wache steht auf dem Grat, wo sie hindesohlen ist, von Nord- und Südwind durchblasen, und erfüllt ihre Pssicht.

Eine Infanteriefanone auf 3100 m Söhe.

Eine IK soll so beweglich sein, daß sie überall in Stellung gebracht werden kann. Im Weltkrieg haben die Desterreicher und Italiener Geschütze auf schwer zugänglichen Gipfeln des Südtirols in Stellung gebracht, von wo aus sie sehr wirksam sein konnten.

Unsere Transportübung, die wir letzter Tage unter dem Kommando von Oblt. Streusi und Lt. Burchardt durchführten und welcher auch der Bataissonstommandant Major Barben beiwohnte, sollte die Möglichkeiten mit der JK in Feld und Eis abklären.

Noch tief in der Nacht waren wir aufgebrochen. Die IR in ihre drei Teile zerlegt und auf die Tragtiere verladen. Nach mehrstündigem Marsch wurde abgeladen und es begann der Transport in weglosem Gebiet. Es sind unhandliche Stücke, schlecht geeignet als Traglast für den Kanonier. Das Geschütz rohr ift lang und glatt, es läßt fich taum richtig anfassen. Sein Gewicht beträgt 75 kg. Die Wiege ist zum Tragen auch nicht beliebt, sie ift sperrig und weift ebenfalls mit 70 kg ein recht hohes Gewicht auf. Die Lafette als lettes der drei ift fast ebenso schwer, wie jeder der beiden andern Teile. Wir haben Ranoniere, die ehrgeizig darauf find, diese Einzelteile allein zu heben und einige Dugend Meter zu tragen. Aber in Fels und Eis fommt nur der Transport von Hand, in gemeinsamer, mühseliger Arbeit in Frage. Es wurden Gruppen gebildet, die durch das Bergseil verbunden, gegen Abrutschen gesichert waren und je einen Geschützteil schleppten. Je zwei Mann trugen die Lasten, weitere Leute sicherten, schoben und zogen. Heikel war der Transport im Fels, der gelegentlich mit Schnee und Glatteis durchset mar. Beffer ging es auf den Firnfeldern, in denen die Teile geschleppt werden konnten. Auch hier zeigten sich Berg= führer und berggewohnte Leute, denen folche Aufgaben sichtlich Freude bereiten. Sie maren mit größtem Gifer bei der Sache. Bei eisigem Wind, bei Nebeltreiben, das die Eisnadeln wie im tiefften Winter an Waffenrod, Augenbrauen und Schnurrbart flebte und die Felsföpfe mit einer weißen Rrufte überdectte, murden die Geschützteile im letten Stud über einen Felstopf hinauf in eine Scharte geseilt und hier zusammengesett. Es war eine heifle Arbeit, die große Unftrengung erheischte. Bunft um 10.45 Uhr stand das Geschütz in 3100 m Höhe schußbereit in Stellung!

Von Tagesarbeit und Leiftung.

Einer meiner besten Eindrücke, den ich bisher vom Aktivdienst erhalten habe, ist der, daß viel weniger von oben her in die Einzelheiten hineinbesohlen wird, wie es im Instruktionsdienst der Fall sein muß. In den Gruppen, Zügen, Einheiten und im Bataislon herrscht ein ausgezeichneter Eifer, Leistungen zu vollbringen, die Anerkennung verdienen. Wir haben überall Leute, die an Selbständigkeit im Berufe gewöhnt sind und auch im Dienste eine gleiche Stellung verdienen, auch wenn sie vielleicht keinen Grad bekleiden.

Größere Detachemente stehen oft unter dem Besehl eines Unterossigiers beim Wegbau, beim Bau von Schußbütten und Stellungen und haben mehr Selbständigkeit als eine Kompagnie im Wiederholungskurs. — Es wird aber entschieden tüchtiger gearbeitet als sonst. Jeder, auch der Vorgesetzte greift zu. Bergsührer, die hier in den Walliseralpen vorzügliches leisten, genießen das verdiente Ansehen ohne Kücksicht auf ihren Grad. So hat beispielsweise Wm. Hermann Steuri mit Lt. von Siebenthal und Lt. Zbinden letzter Tage eine Resognoszierung auf einen bekannten 4000er durchgesührt, auf wenig begangener

schwieriger Route und unter ungünstigen Berhältnissen. Die Dreierpatrouille von tüchtigen Berggängern hatte im bereits winterlichen Hochgebirge auf zwanzigstündiger Fahrt Gewaltiges zu vollbringen. Der meistgeseierte von ihnen war aber Bm. Steuri. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß jeder sein Bestes für seine Heimat und zu seiner Ertüchtigung hergibt.

Wenn es für uns trot aller Unbill der Witterung eine Freude ist, Dienst zu tun, so ist es nicht zulett deshalb, weil unsere Offiziere mit Leib und Seele dabei sind. Auch beim wüstesten Schneetreiben erhalten unsere hochgelegenen Posten und Arbeitsstellen regelmäßig Besuch durch unseren Bataillonsstommandanten, durch den Hauptmann oder den Zugführer. Sie bringen uns Ausmunterung, sie führen nicht nur die übliche Kontrolle der Arbeiten durch. Sie haben auch Sinn sür das, was uns sehlt. Es wird für uns in jeder Weise gesorgt. G. St.

Mussolini in Bern

Der gegenwärtige Staatschef Italiens hat seinerzeit auch persönliche Bekanntschaft mit der Bundesstadt der Schweiz gemacht. Keine angenehme, wie er selbst gesteht. Als nämlich vor einigen Jahren Herr Bundesrat Wotta in Kom war, sud ihn der Duce an seine Tasel ein. Das Gespräch kam auch auf die Schweiz und auf Mussolinis Ausenthalt in Lausanne, welche Stadt dem ehemaligen Sekretär der "Muratori e manovali" der Ortsgruppe Lausanne in dankbarer Erinnerung geblieben ist. "Und Bern?" fragte Frau Wotta.

"Bern . . ." Der Duce machte zu dieser Antwort eine abwehrende Handbewegung, wie um eine böse Erinnerung zu verscheuchen.

Was hatte Muffolini in Bern Schlimmes erlebt? Und wie ift er nach Bern gekommen?

Wir vernehmen das aus dem sehr unterhaltlich geschriebenen Büchlein von Marcel Bezençon: "Muffolini in der Schweiz" (Berlag des Schweizer Druck- und Berlagshaufes in Bürich), worin erzählt wird, wie der Schmiedssohn von Bredappio (Romagna) und Schullehrer von Gualtieri (verlaffenes Neft am Po) als abenteuernder Flüchtling in die Schweiz fam, damals 19jährig; wie er acht Tage lang in Orbe als Bauhandlanger schuftete, bis er es nicht mehr aushielt; wie er sich in Lausanne erft als Arbeits- und Obdachloser herumtrieb, bis ihn die Polizei wegen "Bagabondage" für 24 Stunden in Bewahrsam nahm; wie ihm dann seine italienischen Landsleute es gab deren damals in Laufanne mehrere Taufende, meift geflüchtete Sozialisten — weiterhalfen und zuletzt den Sekretärs posten ihrer Gewerkschaft der Maurer und Handlanger anvertrauten, da sie seine Bildung und Redegewandtheit erkannten und für ihre Propaganda zu nugen gedachten.

Es war am 7. März 1903 — so lesen wir in Benzençons Schrift — als der Sefretär der "Muratori e manovali" zur Bersammlung der westschweizerischen Gewerkschaften delegiert wurde, wo er die Interessen seiner Leute zu vertreten hatte. Er tat das jedenfalls so geschickt, daß man ihn für geeignet erfand, an einer öffentlichen Bersammlung der italienischen Sozialiften in Bern aufzutreten. Das war am 11. März. Die Berner Boli= zei aber faßte ihn ins Auge, ohne ihn vorerst zu behelligen. Der junge Bolfsredner fette feine Bropagandareife fort. Am 5. April fprach er in Thun seinen Landsleuten über das Elend der Arbeiterklaffe. 13 Tage später rednerte er in Basel. In Bern ftreitten damals die Zimmerleute. Die Polizeidirektion hatte Stra-Benfundgebungen verboten. Der Genfer Unarchift Bertoni riet an einer Bersammlung, das Berbot zu brechen. Er felbst aber wollte die Demonstration nicht organisieren. Da sprang Benito Muffolini, der junge Draufgänger, in die Lude. Der Bug der Streifenden durch die Stadt murde durchgeführt. Noch tat die Polizei nichts dergleichen. Als er aber zwei Wochen später und

ein weiteres Mal drei Tage darauf nochmals in öffentlicher Bersammlung agitatorisch auftrat, da griff die Berner Fremdenspolizei zu. Einer ihrer Beamten erschien in Mussolinis Wohnung — wo die war, vernehmen wir leider von Bezençon nicht — und fragte ihn, ob nicht er es gewesen, der den verbotenen Umzug vom 14. Wai angeordnet habe. Mussolini gab das zu, worauf er verhaftet wurde. Wan photographierte ihn von allen Seiten und nahm sein Signalement aus. "Der junge Wann — wir zitieren Bezençons Schrift — fühlte sich gedemütigt und machte kein Hehl aus seiner Wut."

"Bielleicht werden Sie die Belästigungen, denen Sie mich aussetzen, eines Tages noch bereuen", meinte er, zum Polizeileutnant gewendet.

Diefer fette ein überlegenes Lächeln auf.

"Spielen Sie sich nicht auf", antwortete er. "Dieses Zimmer lernen nur ganz besonders gefährliche Leute kennen . . . Und Ihnen widerfährt die Ehre, zu diesen gerechnet zu werden!"

Am selben Tag kam er ins Gefängnis. Erst am 27. Juni entließ man ihn, nicht ohne ihm zu bedeuten, daß er auf Lebenszeit aus dem Kanton Bern ausgewiesen sei." — Mussolini fuhr, nachdem er noch zwei Tage in Luzern im Gefängnis gesessen, im Gepäckwagen mit 5 andern Ausgewiesenen nach dem Tessin, wo man ihn aber wieder frei sieß. Sofort reiste er nach Laussame zu seinen Freunden zurück.

Wie Muffolini hier sich durchschlug als Laufbursche bei ei= nem Weinhändler, als Student und Agitator; wie er 1904 in Genf auftauchte und abermals ausgewiesen und wieder vor der Grenze freigelaffen murde; wie er, der 20jahrige, als beachteter Redner und Distutant mitten in der aufgeregten Befellichaft der revolutionären Flüchtlinge in Genf, Laufanne und Zürich faß, mit der Balabanoff, mit Lenin und Trogti zusammentraf: wie er auf Agitationsreisen für Sozialisten und Freidenker die halbe Schweiz durchreifte — er sprach in Lugano, in Bädens= wil, Thalwil, Frauenfeld, Rollbrunn, Feuerthalen und Arbon, in Freiburg, St. Gallen, Winterthur, in Le Locle, in Rorschach, Chur und vielen andern Orten; wie er in Lausanne Universitäts= vorlesungen schindete unter den Augen wohlwollender Dozen= ten; wie er sich später als italienischer Staatschef revanchierte mit Manuftriptgeschenken an die Universität: das lieft man mit Genuß und Gewinn in Bengençons intereffanter und bemerfenswert objettiv geschriebener Schrift.

Was das Berner Erlebnis anbelangt will uns scheinen, daß Mussolini, wohl in Anbetracht seiner Jugend, recht sanst behandelt wurde. Ueberhaupt mag das Unbehagen, das der Duce heute in Erinnerung an Bern empfindet, zu einem guten Teil davon herrühren, daß er das Schicksal der heutigen Gegner seines Regimes nicht gerne mit seinen Erlebnissen in der Schweiz vergleicht.